



FAMILIENGESCHICHTE ALS FAMILIEN-  
UNTERNEHMEN? ERFAHRUNGEN MIT  
EINER FOKUSGRUPPE  
CAROLA LENTZ

---

Seit 2002 bin ich Professorin für Ethnologie am Institut für Ethnologie und Afrikastudien an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz; vorher war ich Professorin für Ethnologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seit meiner Promotion in Soziologie (Hannover, 1987) – habilitiert habe ich mich dann für das Fach Ethnologie (Freie Universität Berlin, 1996) – forsche ich in Ghana und Burkina Faso zu Kolonialgeschichte, Arbeitsmigration, Bodenrecht, Ethnizität, Nationenbildung, Mittelklasse und Erinnerungspolitik. Zu meinen neueren Buchveröffentlichungen gehören *Land, Mobility and Belonging in West Africa* (Indiana University Press, 2013), von der amerikanischen African Studies Association mit dem Melville J. Herskovits-Preis ausgezeichnet, und, gemeinsam mit dem australischen Historiker David Lowe verfasst, *Remembering Independence* (Routledge, 2018). 2011–15 war ich Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde. 2014 wurde ich in die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften aufgenommen; 2016–18 war ich Sekretarin der Sozialwissenschaftlichen Klasse, seit Oktober 2018 bin ich Vizepräsidentin der Akademie. – Adresse: Institut für Ethnologie und Afrikastudien, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz, Deutschland. E-Mail: [lentz@uni-mainz.de](mailto:lentz@uni-mainz.de).

Dienstagmorgen, Mitte Juli, nach dem großen Abreise-Wochenende. Die meisten Fellows haben die Villa Walther schon verlassen, die sommerliche Terrasse am See ist verwaist. Ich genieße die Stille im Haus, meine zwei letzten Tage in Berlin, eine liminale Phase, wie wir Ethnologen diesen Moment eines Übergangsrituals nennen. Zeit, um auf die vergangenen zehn Monate zurückzuschauen, aber auch einen Blick in die Zukunft zu werfen.

Schon einige Institutes for Advanced Study habe ich als Fellow kennengelernt, war in den Niederlanden, in Harvard, in Delmenhorst, am Max-Planck-Institut für Ethnologie in Halle und bei re:work in Berlin. Aber noch kein Forschungsaufenthalt war so intensiv und fordernd, so anregend und beglückend und zugleich so anstrengend und erschöpfend wie der am Wissenschaftskolleg. Das liegt nicht zuletzt daran, dass ich dieses Jahr nicht nur für mich allein verantwortlich war, sondern eine Fokusgruppe geleitet habe – eine Fokusgruppe ganz besonderer Art. Isidore Lobnibe, Stanislas Meda Bemile und ich bildeten ein interdisziplinäres Dreierteam von zwei Ethnologen und einem Filmwissenschaftler und Filmemacher und haben zum Thema „Familiengeschichte und sozialer Wandel in Westafrika“ gearbeitet. Wir waren und sind aber auch Mitglieder der ghanaisch-burkinischen Großfamilie, die wir untersucht haben – Isidore und Stan von Geburt an, ich als Ende der 1980er-Jahre adoptiertes Mitglied. Genealogisch gesehen ist Stan mein jüngerer Bruder („same father, same mother“, wie die Ghanaer sagen würden) und Isidore unser Neffe zweiten oder dritten Grades, so genau lässt sich das nicht feststellen.

„Familiengeschichte als Familienunternehmen“: So betitelte Manuela Lenzen ihren Artikel über die Fokusgruppe, den sie Anfang 2018 für die Reihe *Köpfe und Ideen* nach einem ausführlichen Interview mit uns geschrieben hat. Und in der Tat: die vielen Diskussionen in der Fokusgruppe, unsere Arbeit in unserem wunderbaren großen Büro in der Villa Jaffé, manchmal auch unser Auftreten gegenüber anderen Fellows, im Kolloquium und bei verschiedenen Veranstaltungen am Wissenschaftskolleg und in externen Institutionen, hatte Züge einer Familienunternehmung. Dazu gehörte ein fast fragloses Gefühl der Verbundenheit und Loyalität, gewachsen aus dreißigjähriger Bekanntschaft. Dazu gehörte auch gelegentlich scharfer Dissens und immer wieder freundlicher Spott untereinander über unsere jeweiligen Rollen – Isidore als Familientraditionalist, Stan als Mythenproduzent, ich als Dekonstruktivistin. Zugleich haben wir intensiv über unsere unterschiedlichen biografischen Positionen in der Großfamilie und die Frage nachgedacht, wie dies unsere Perspektiven als Wissenschaftler und Künstler auf die Geschichte des Familienverbands prägt. Und wir haben ausführlich diskutiert, welche Rolle unsere Arbeit, die von den ghanaischen und burkinischen Familienmitgliedern mit einer Mischung aus Hoffnung und Skepsis beobachtet wurde und wird, für den Zusammenhalt der Familie und ihr öffentliches Ansehen haben könnte.

Isidore erläutert in seinem Bericht für dieses Jahrbuch, wie sich der Schwerpunkt unseres Buchprojekts von der Frage nach der Geschichte der Familie auf die Erkundung der sich wandelnden Erinnerungspraktiken verschoben hat. *Imagining Futures: Memory*

*and Belonging in an African Family* lautet der Arbeitstitel unseres gemeinsamen Buchs. Stanislas denkt in seinem Beitrag für das Jahrbuch darüber nach, wie sich sein Filmprojekt über die Familie im Lauf des Jahres verändert hat – von einer auktorialen Erzählung über einen Gründungsahn und seine Nachfahren hin zu einer vielstimmigen Kollage verschiedener Perspektiven auf die Geschichte und vor allem auch auf die Zukunft der Familie. *Bio bir: Seed of the Future* ist der Titel seines Filmprojekts. Alle drei haben wir also inzwischen die Zukunft – einschließlich vergangener Vorstellungen von Zukunft – stärker im Blick, als wir uns das beim Beginn der Arbeit an unserem Projekt zur Geschichte einer Familie vorgestellt hätten. Eine Historiographie oder ein Dokumentarfilm „aus einem Guss“ wird daraus nicht entstehen; uns mit unseren unterschiedlichen Perspektiven auseinanderzusetzen, die verschiedenen Erinnerungen und Lebensentwürfe in der Familie zu erforschen, hat solche eingangs vielleicht noch anvisierten Pläne über den Haufen geworfen. Wir wollen nun vielmehr der Vielstimmigkeit Rechnung tragen. Und wir haben, weil unsere einzelnen Produkte zwangsläufig dennoch selektiv sein werden, viel Arbeit in die Möglichkeit künftiger Vielstimmigkeit investiert – in ein umfangreiches Familienarchiv. Es wird Ton- und Videoaufnahmen, Fotos und persönliche Unterlagen und vieles mehr dokumentieren und den Familienmitgliedern erlauben, in der Zukunft noch ganz andere Interpretationen der Vergangenheit vorzunehmen, als wir sie vorschlagen.

In meinem Beitrag zum Jahrbuch möchte ich einen zukunftsorientierten Rückblick auf die Arbeit unserer Fokusgruppe unternehmen. Unsere Erfahrungen in der Fokusgruppe waren sicher speziell; die Konstellation, dass persönliche Biografien und wissenschaftliche Arbeit so eng verschränkt sind, dürfte sich nicht so schnell wiederholen. Aber einige allgemeine Faktoren gibt es vielleicht doch, die für den Erfolg des Arbeitsformats Fokusgruppe ausschlaggebend sind und über die sich im Interesse der Konstituierung künftiger Fokusgruppen nachzudenken lohnt. Die folgenden Überlegungen sind noch nicht sehr systematisch durchdacht. Sie kreisen um eine zentrale Erfahrung: Ein gutes, „atmendes“ Gleichgewicht von Innen- und Außenbeziehungen ist die grundlegende Bedingung einer produktiven Fokusgruppe, die von den Teilnehmern als bereichernd erlebt wird. Organisationssoziologen könnten das sicher wissenschaftlich untermauern; ich schreibe hier eher intuitiv, aus meiner eigenen Anschauung und Reflexion heraus. Die Gruppe muss sich als Gemeinschaft herausbilden und identifizieren, und sie braucht dafür intensive Austauschbeziehungen mit der Umwelt, sprich: mit anderen Fellows, Mitarbeitern des Wiko und Wissenschaftlern außerhalb des Wiko.

Für eine erfolgreiche Gruppenbildung nach Innen ist eine grundlegende Voraussetzung, dass die „richtigen“ Teilnehmer zusammenfinden. Die Arbeit einer Fokusgruppe beginnt also lange vor dem gemeinsamen Aufenthalt am Wissenschaftskolleg – mit der Initiative des Fokusgruppenleiters und seinen personellen Vorschlägen, aber auch mit dem Auswahlprozess durch Beirat und Rektor. Was sich selbstverständlich anhört, ist letztlich gar nicht so einfach: Die Mitglieder der Gruppe müssen auch zusammenarbeiten wollen; der Wiko-Aufenthalt muss in ihre jeweiligen wissenschaftlichen und persönlichen Biografien gerade gut hineinpassen. Das Problem von Trittbrettfahrern ist Organisationssoziologen wohl bekannt, und je größer die Gruppe ist, desto mehr können sich einzelne Teilnehmer ihrer Verantwortung für den Erfolg der Gruppe entziehen. Aber auch kleine Gruppen wie unsere, mit nur drei Teilnehmern, bedürfen der sorgfältigen zeitlichen und personellen Koordination. Für mich war das Jahr am Wiko nicht zuletzt deshalb so produktiv, weil ich mich, anders als bei vielen anderen Sabbaticals, tatsächlich vier Wochen nach Abarbeitung von Altlasten voll und ganz dem gemeinsamen Projekt gewidmet habe und während des Aufenthalts anderweitige Verpflichtungen minimieren konnte. Auch bei Isidore und Stan war das so: Isidore war bereit, sein unabhängiges eigenes Buchprojekt hintan zu stellen und sich auf unser gemeinsames Vorhaben zu konzentrieren; Stan hatte gerade sein Amt als Staatssekretär im Kulturministerium Burkina Fasos beendet und war nach einer kurzen Ausruhphase begierig, ein Filmprojekt zu beginnen, das ihm am Herzen lag und für die Fokusgruppe wichtig war.

Am Wissenschaftskolleg angekommen, gilt es dann in den ersten Wochen, die Gruppe zu konstituieren. Man könnte meinen, bei so einer kleinen Gruppe wie unserer würde sich das quasi automatisch ergeben, zumal wir uns ja auch als Familienmitglieder bereits seit vielen Jahren kannten. Auch bei den meisten anderen Fokusgruppen sind die Teilnehmer vermutlich schon außerhalb des Wiko-Kontextes auf die eine oder andere Weise persönlich miteinander verbunden. Doch ein Jahr gemeinsam am Kolleg zu leben und zu arbeiten, erfordert ein neues Miteinander. Die vorher bestehenden Beziehungen müssen gewissermaßen transformiert werden – was teilweise spontan und ungeplant geschieht, teilweise aber auch der Lenkung bedarf. Ich selbst war in den Wochen vor dem Aufenthalt am Wissenschaftskolleg zunehmend nervös ob des bevorstehenden Sozialexperiments, für dessen Verlauf ich mich verantwortlich fühlte. Ich habe mir viele Gedanken gemacht und auch mit erfahrenen Kolleginnen besprochen, welche Arbeitsformate ich ausprobieren und wie ich die Gruppenbildung vorantreiben könnte. Rückblickend glaube ich, dass allein schon dieses Annehmen einer Verantwortung für den Gruppenprozess

für die Gemeinschaftsbildung wichtig ist. Auch eine Kleingruppe bedarf einer gewissen Leitung. Eine große Entlastung war dabei, dass ich mich um die ganzen bürokratisch-praktischen Belange, die der Aufenthalt von zwei Afrikanern in Deutschland nun mal mit sich bringt, nicht zu kümmern brauchte. Das Wiko-Team hat hier Großartiges geleistet, und ich konnte mich auf die wissenschaftliche Seite der Fokusgruppenarbeit konzentrieren.

Die entscheidenden Weichen der Fokusgruppenarbeit werden meines Erachtens in den ersten Wochen gestellt. Gerade zu Beginn scheint es mir dabei wichtiger, eine produktive, freundlich-solidarische und für neue Ideen offene Arbeitsatmosphäre herzustellen als sich auf Ergebnisse zu fixieren; diese werden von einer gut integrierten Gruppe dann später zwar nicht von selbst, aber doch leichter erzielt. Ich habe im Lauf des Jahres viele klassische, erprobte Instrumente der Gruppenarbeit angewandt – eine Eingangssitzung mit „Blitzlichtern“ über Erwartungen an die eigene Arbeit und die Gruppe im Lauf des Jahres; regelmäßige Planungssitzungen und Zwischenbilanzen (von mir protokolliert); eine Abschlusssitzung mit individueller und gemeinsamer Auswertung unserer Erfahrungen (vorbereitet durch eine „Stillarbeitsphase“ zu den Stichworten „surprises“, „achievements“, „challenges“). Man kann das alles sicher auch anders organisieren, aber in unserem Fall haben sich diese Instrumente als hilfreich erwiesen.

Wichtig für die Gruppenbildung ist auch die materielle und symbolische Infrastruktur, um es einmal so technisch auszudrücken. Unser Büro in der Villa Jaffé mit einem großen Arbeitstisch in der Mitte haben alle Teilnehmer der Gruppe als wichtigen gemeinsamen Ort empfunden. Alle Gruppendiskussionen, Arbeitsgespräche mit anderen Fellows und Staff-Mitgliedern, kleine Workshops mit Gästen fanden dort statt; individuelle Arbeitsprozesse eher an den jeweils eigenen Schreibtischen in unseren Wohnungen. In einem langjährigen Forschungsprojekt in den 1990er- und 2000er-Jahren hatte ich Bodenrechtskonflikte und die Geschichte der Landnahme durch Dagara-Gruppen in Nordghana und Burkina Faso erforscht, und Isidore hatte mich dabei streckenweise als Forschungsassistent begleitet. Lustigerweise interpretierten er und Stan nun die Zuweisung eines Gemeinschaftsbüros, die auf meine Bitte an die Wiko-Leitung hin ganz unproblematisch erfolgte, als erfolgreiche Landnahme, als Symbol unserer Stärke als Gruppe. Die Zeichnungen der Familiengenealogie, mit der wir eine Wand tapezierten, waren nicht nur ein hilfreiches Arbeitsmittel, sondern auch visueller Ausdruck der Inbesitznahme.

Auch der virtuelle gemeinsame Ort, unser Gruppenlaufwerk, auf dem wir Textdokumente, vor allem aber auch Familienfotos, Stans Filme, Audiofiles von Interviews, Transkriptionen und vieles mehr ablegen und austauschen konnten, war eine

gruppenbildende Infrastruktur, materiell nützlich und zugleich symbolisch bedeutsam. Zwar erforderte das Anlegen und regelmäßige Ordnen dieses Gruppenlaufwerks von mir einen nicht unbeträchtlichen Arbeitseinsatz – eine leicht erschließbare Ordnung von Material nach Jahreszahlen und Materialtypus ist nicht jedermanns Sache. Doch letztlich wurde das Gruppenlaufwerk zur Basis des eingangs erwähnten Familienarchivs, das Isidore und Stan nun weiterführen werden.

Zwei weitere wichtige, auch eher symbolische Schritte der Gemeinschaftsbildung waren unsere ausführliche Fotosession mit Maurice Weiss und das Interview mit Manuela Lenzen für den Beitrag über unsere Fokusgruppe in *Köpfe und Ideen*, Ausgabe 2018 ([www.wiko-berlin.de/wikothek/koepfe-und-ideen/](http://www.wiko-berlin.de/wikothek/koepfe-und-ideen/)). Die klugen und neugierigen Fragen der Journalistin boten eine wertvolle Möglichkeit der Gruppenreflexion, und ihr Artikel hat unser Experiment „Familiengeschichte“ so humorvoll und gehaltvoll präsentiert, dass wir uns damit gut identifizieren konnten. Es war gewissermaßen ein erstes gemeinsames Produkt. Die Fotos aufzunehmen, war anstrengend und hat doch auch allen Spaß gemacht. Es war eine spielerische Reflexion über unsere Positionalitäten in der Gruppe, über Hautfarbe, Alter und Geschlecht ..., und das Ergebnis ist nicht nur ästhetisch beeindruckend, sondern auch für die Wahrnehmung der Gruppe nach innen und außen äußerst hilfreich.

Damit ist das Thema „Austausch mit der Umwelt“ angesprochen, der für das Gelingen einer Fokusgruppe von zentraler Bedeutung ist. Ein Aspekt dieses Austauschs lässt sich vielleicht am besten unter dem Stichwort „Produktorientierung“ zusammenfassen. Die gruppeninternen Arbeitsprozesse brauchen ein Ziel, inklusive Zwischenziele auf dem Weg zum „großen“ gemeinsamen Produkt. Die Arbeitsteilung im Blick auf die anvisierten „Endprodukte“ – das Buch von Isidore und mir und der Film von Stan – hat sich in den ersten Monaten konkretisiert; es war hilfreich, dass die Rollen, die Stan beim Schreiben des Buchs und Isidore und ich bei der Produktion des Films spielen würden, nicht von vornherein festgezurrert waren, sondern sich aus der gemeinsamen Diskussion heraus entwickelten. Wichtige Etappen waren für uns die Gestaltung der Kolloquiums-Präsentationen. Dabei hat sich meine Überlegung bewährt, dass die uns gewährten drei Termine am besten über das Jahr verteilt liegen sollten. Das erste frühe Kolloquium hat Isidore erlaubt, sich mit seinem eigenen Projekt als selbstständiger Wissenschaftler zu präsentieren (was angesichts meiner potenziellen Dominanz als Gruppenleiterin wichtig war); das zweite Kolloquium im März hat Isidore und mir ermöglicht, unser inzwischen gemeinsam erarbeitetes Buchkonzept vorzustellen; und Stan konnte für sein langsamer wachsendes Filmprojekt bis zum

Mai sein ursprüngliches Konzept überarbeiten und digitalisiertes sowie neu aufgenommenes Material zusammenstellen. Alle drei Präsentationen haben wir in der Gruppe ausführlich vor- und nachbesprochen und sogar in Anwesenheit weiterer Fellows regelrechte Generalproben gemacht. Über die konkreten Anregungen hinaus, die die Kolloquiums-Diskussionen boten, waren diese „Aufführungen“ auch gemeinschaftsbildende Maßnahmen, bei denen wir uns für den Erfolg jedes einzelnen Gruppenmitglieds verantwortlich fühlten.

Der notwendige Austausch mit der Welt jenseits der Fokusgruppe nahm verschiedene Formen an, die sich allesamt als hilfreich erwiesen haben. Erstens haben wir zu Beginn unserer Zeit am Wiko, vor der Arbeit an unserem eigenen empirischen Material zur Familiengeschichte, eine mehrwöchige gemeinsame Lektürephase eingelegt. Teils schon vor unserer Arbeit am Wiko, teils hier, in Zusammenarbeit mit der Bibliothek, habe ich eine Leseliste zusammengestellt, die den Blick auf Familiengeschichte, Familiensoziologie und Erinnerungsforschung weltweit öffnen sollte. Dabei haben wir eine Reihe von kürzeren Texten gemeinsam gelesen und diskutiert, aber uns auch arbeitsteilig längere Fallstudien zu Familiengeschichte(n) gegenseitig vorgestellt und die Literaturzusammenfassungen sowie unsere Diskussionen ausführlich schriftlich dokumentiert. Ich hatte ursprünglich vorgeschlagen, diese Literaturdiskussionen auch für andere Fellows zu öffnen, was aber meine Mitstreiter nicht sinnvoll fanden – und in der Tat erwiesen sich unsere Diskussionen im kleinen Kreis als außerordentlich produktives Instrument, um anhand der „fremden“ Fälle unseren eigenen Fall vergleichend zu analysieren.

Zweitens haben wir mehrfach das vom Wiko ermöglichte Format der Einladung von wissenschaftlichen Gästen genutzt. Für uns war das unaufwändig und sehr ergiebig, besser als etwa einen Workshop zu organisieren, was wir erst im Nachgang vielleicht im nächsten oder übernächsten Jahr machen wollen. Wir haben ganz gezielt einzelne Kolleginnen und Kollegen mit Kompetenzen auf für uns einschlägigen Forschungsfeldern gebeten, bestimmte Entwürfe der Fokusgruppe zu lesen (etwa das Exposé zum Buch oder eine erste Version des Drehbuchs), aber auch uns Texte von sich selbst zur Lektüre vorzuschlagen, die wir dann mit ihnen diskutieren könnten. Diese recht informellen, meist nur eintägigen Treffen waren außerordentlich anregend – und das empfanden auch unsere Gäste durchweg so. Bei diesem Austausch haben wir auch ganz nebenbei oft eine gemeinsame Argumentation entwickelt und, mit dem Blick von außen auf unser Projekt, neue Ideen für die eigene Arbeit bekommen.

Drittens hatte ich Daniel Schönflug und Alice von Bieberstein, eine Fellow-Ethnologin in unserem Wiko-Jahrgang, gebeten, uns in einem Gespräch zu Beginn der Arbeit und

einem zweiten Gespräch sechs Monate später, gegen Ende des Aufenthalts, zu unseren Vorstellungen über Familie und unser Projekt zu befragen. Die Idee war, eine Art „making of“ der Familiengeschichte zu dokumentieren. Für die Arbeit der Gruppe war diese freundlich-unterstützende, aber durchaus auch kritische, evaluative Begleitung außerordentlich hilfreich. Die Fragen haben uns gezwungen, manches sehr viel präziser auf den Punkt zu bringen, um es den „Außenstehenden“ zu erklären, als wir das untereinander getan hätten. Und die Verschriftlichung und Editierung der Tonbandprotokolle konnten wir als Baustein zu einem weiteren gemeinsamen Produkt nutzen, einem Blog beim Forum Transregionale Studien („Family History as Family Enterprise?“ <https://trafo.hypotheses.org/11214> und „From History to Memory“ <https://trafo.hypotheses.org/11377>).

Und schließlich waren die vielen anregenden informellen Gespräche mit den anderen Fellows beim gemeinsamen Mittagessen und an den Donnerstagabenden wichtig für unsere Arbeit und unser einigermaßen harmonisches Leben als „Familie“. Ich hatte gleich eingangs vorgeschlagen, dass wir uns bei diesen gemeinsamen Essen nicht als Gruppe an einen Tisch setzen, sondern möglichst aufteilen sollten, um vielfältige Begegnungen zu ermöglichen und nicht zu exklusiv zu wirken. Was zunächst etwas künstlich anmuten mochte, hat sich dann zu einer Gewohnheit entwickelt, die das ganze Jahr über zum „atmenden“ Austausch beigetragen hat. Ich kann mich noch gut an mein Jahr beim Netherlands Institute for Advanced Study erinnern: Dort hatte eine größere Gruppe amerikanischer Soziologen nicht nur gemeinsam gearbeitet, sondern auch fast immer bei den Mittagessen zusammen gesessen, was die meisten anderen Fellows als schwierig empfunden hatten. Ich glaube, uns ist es gelungen, eine solche Abschottung zu vermeiden. Im Gegenzug konnten wir von den vielen Gesprächen mit anderen Fellows profitieren. Ein solcher Austausch war und ist sicher auch hilfreich, um die in einer recht intimen Kleingruppe doch leicht entstehenden Spannungen aufzufangen.

*Last but not least* haben wir aber als Fokusgruppe und Verwandte gelegentlich auch jenseits der Arbeit Gemeinsamkeiten erlebt und genossen, auf einer Reihe von Ausflügen, durch den Besuch weiterer Verwandter aus Ghana, Burkina Faso und Minden (meine deutsche Schwester), gemeinsame Restaurantbesuche und vieles mehr. Von großer Bedeutung war bei all dem eine gute Prise Humor und gelassene Zuversicht – Ingredienzien, die man nicht erzwingen kann, die zu entwickeln das Wiko aber sehr erleichtert. Einen besseren Ort als das Wiko konnte und kann ich mir für unser Gruppenexperiment nicht vorstellen. Und es ist zu hoffen, dass sich andere inspiriert fühlen, die Mühen der Organisation einer Fokusgruppe auf sich zu nehmen – es lohnt sich!